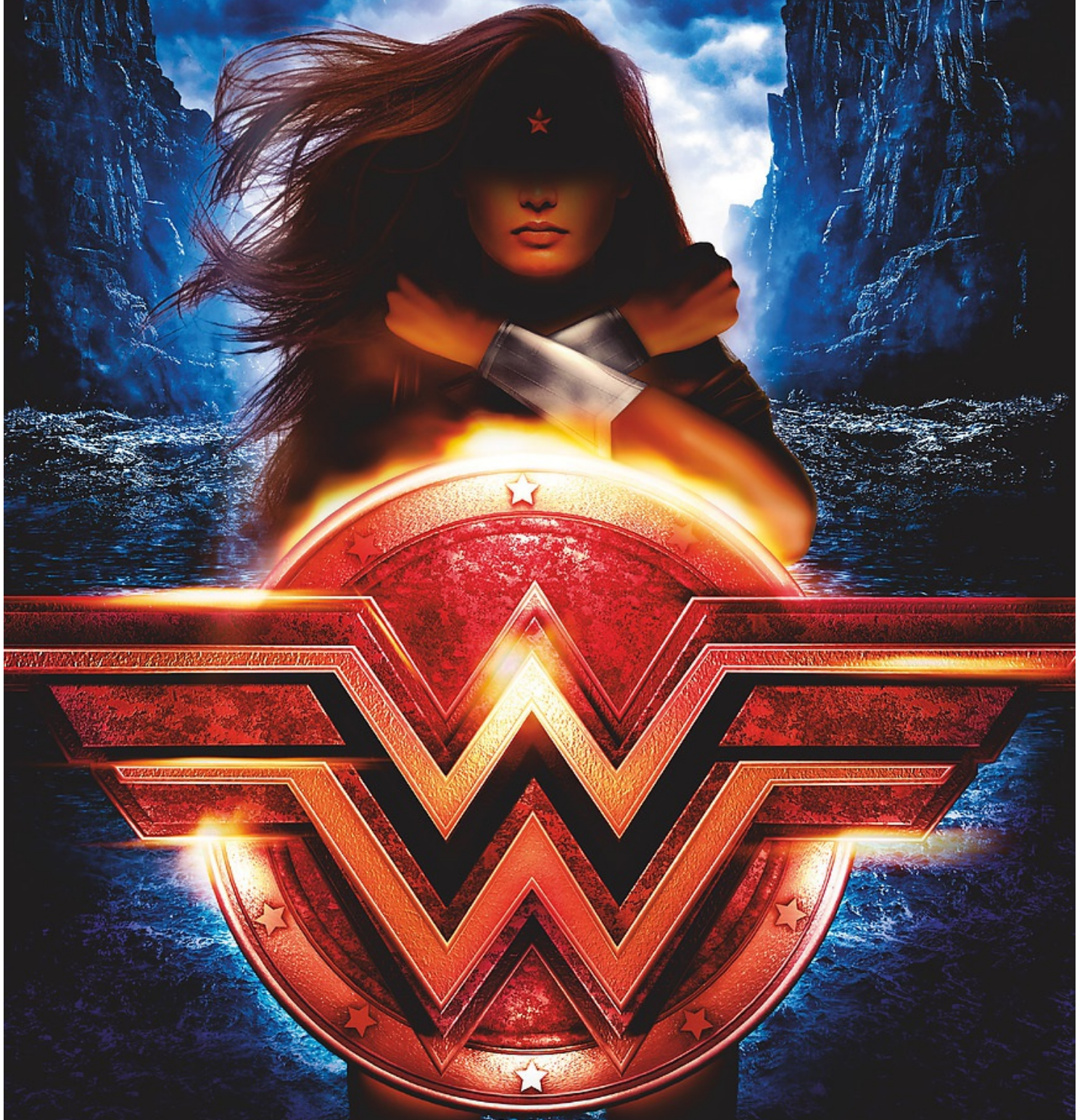


LEIGH BARDUGO



WONDER WOMAN™  
KRIEGERIN DER  
AMAZONEN



Hippolyta sorgte dafür, dass sich zu jeder Tagundnachtgleiche und Sonnenwende die Pflanzenwelt der Insel veränderte. *Wir müssen der Zeit eine Form geben*, hatte sie zu Diana gesagt. *Wir müssen daran arbeiten, unsere Verbindung zur sterblichen Welt zu erhalten. Wir sind keine Göttinnen. Wir dürfen nie vergessen, dass wir als Sterbliche geboren wurden.*

*Nicht alle von uns*, hatte Diana gedacht, es damals aber nicht laut ausgesprochen. Manchmal schien Hippolyta Dianas Herkunft zu vergessen. Vielleicht wollte sie es auch. *Für Mitglieder des Königshauses gelten doch auch sonst andere Regeln.*

Diana zweifelte nicht daran, dass ihre Mutter sie gesehen hatte, sobald sie in die Arena getreten war, aber Hippolyta wandte sich ihr zu, als würde sie sie erst jetzt bemerken, und empfing sie mit einem Lächeln.

Sie schloss Diana kurz in die Arme. Es war eine angemessene Geste. Ihre Tochter hatte verloren. Zeigte ihre Mutter zu viel Herzlichkeit, würde das als unklug oder unpassend angesehen werden. Behandelte sie Diana zu kühl, würde das als Ablehnung ausgelegt werden und könnte weitreichende Konsequenzen haben. Die Umarmung war genau so, wie sie sein sollte, eine auf der Schwertklinge der Politik ausbalancierte Gefühlsbekundung. Warum versetzte sie ihr dennoch einen Stich ins Herz?

Diana wusste, was von ihr erwartet wurde. Sie blieb an der Seite ihrer Mutter, während die Häupter der Siegerinnen mit Lorbeerkränzen gekrönt wurden, und lächelte und beglückwünschte die Wettstreiterinnen. Aber dem kalten Sorgenklumpen in ihrem Bauch schienen Tentakel gewachsen zu sein, und mit jedem Augenblick, der verging, zogen sie sich fester um ihre Eingeweide. Sie befahl sich, nicht herumzuzappeln, nicht ständig den Stand der Sonne zu prüfen. Sie war sich sicher, ihre Mutter spürte, dass etwas nicht stimmte. Diana konnte nur hoffen, Hippolyta würde sich ihr Verhalten damit erklären, dass sie sich schämte, den Wettlauf verloren zu haben.

Die Spiele würden am Nachmittag fortgesetzt werden, gefolgt von einem neuen Stück, das am Abend im Amphitheater aufgeführt wurde. Diana hoffte, lange vorher in die Höhle zurückkehren zu können, aber dem nun auf die Siegerinnenehrung folgenden Festessen konnte sie unmöglich fernbleiben.

In dem großen Garten neben der Arena war eine lange Tafel aufgebaut worden, beladen mit warmem Brot, pochiertem Tintenfisch, gebratenem Wild und Krügen mit Wein und Stutenmilch.

Diana setzte sich neben ihre Mutter und zwang sich, etwas von dem Reis und Fisch und eine frische Honigwabe zu nehmen. Das war ihre Lieblingsspeise, aber ihr Magen war wie zugeschnürt vor Sorge. Sie fing Maeves fragenden Blick vom anderen Ende der Tafel auf, konnte jedoch nicht zu ihr gehen. Sie musste bei ihrer Mutter bleiben. Außerdem, was sollte sie Maeve sagen? *Ich hätte ganz bestimmt gewonnen, nur leider war ich zu sehr damit beschäftigt, gegen göttliche Gebote zu verstoßen.*

»In Pontus gäbe es jetzt gegrilltes Lamm vom Spieß«, sagte Tek und stupste das Stück Rehbraten auf ihrem Teller verächtlich mit dem Messer an. »Anständiges Fleisch, nicht dieses Zeug hier.«

Auf der Insel wurde keine Viehhaltung betrieben. Wenn man Fleisch wollte, musste es gejagt werden. Das war keine von Göttinnen auferlegte Regel oder eine von der Insel gestellte Bedingung, sondern ein von Hippolyta erlassenes Gesetz. Sie schätzte den Wert allen Lebens. Tek schätzte ihren Magen.

Hippolyta lachte nur. »Wenn du kein Fleisch findest, das es wert ist, gegessen zu werden, dann trink mehr Wein.«

Tek hob ihr Glas, und sie stießen an, dann steckten sie die Köpfe zusammen und kicherten wie junge Mädchen. Diana kannte niemanden, der Hippolyta so zum Lachen brachte wie Tek. Sie hatten Seite an Seite in der sterblichen Welt gekämpft, regiert, gestritten, und Seite an Seite hatten sie beschlossen, der Welt der Menschen den Rücken zu kehren. Sie waren *prota adelphis*, die ersten Amazonen auf Themyscira, Schwestern, die alles teilten bis auf ihr Blut. Tek hasste Hippolyta nicht – Diana war sich ziemlich sicher, dass sie sie gar nicht hassen konnte –, sie hasste nur das, was sie getan hatte, als sie Diana erschuf. Hippolyta hatte aus dem Nichts ein Leben hervorgebracht. Ein aus der Erde von Themyscira geborenes Mädchen. Sie hatte eine Amazone erschaffen, wozu doch eigentlich nur die Götter in der Lage waren.

Als Diana noch ein Kind gewesen war, war sie einmal mitten in der Nacht aufgewacht und hatte gehört, wie die beiden sich stritten. Sie war aus dem Bett geschlüpft und barfuß über den kalten Marmor den Gang hinunter zum Iolanthenhof geschlichen.

Er war das Herzstück ihres Zuhauses, eine weitläufige, von eleganten Säulen gesäumte Terrasse, die über die darunterliegenden Gärten und die Stadt blickte. Der Palast war voller Gegenstände, die auf die Welt anspielten, die ihre Mutter vor der Insel gekannt hatte – ein goldener Kelch, ein flaches schwarzes, Kylix genanntes Trinkgefäß, das mit tanzenden Frauen bemalt war, ein Sattel aus weichem Filz –, Teile eines Puzzles, das Diana nie zu einem Ganzen zusammenzufügen vermocht hatte. Aber der Iolanthenhof barg keine Geheimnisse. Er verlief entlang der Westseite des Palasts und war zu drei Seiten hin offen, sodass immer Sonnenlicht hereinströmte und das sanfte Plätschern der Springbrunnen in den Gärten darunter zu hören war. Süß duftende Plumeria rankten sich um seine Säulen, und auf seiner Balustrade standen Töpfe mit Orangenbäumchen, in denen Bienen und Hummeln summten.

Diana und ihre Mutter nahmen ihre Mahlzeiten meist an einem langen Tisch ein, auf dem immer ein paar von Dianas Schulbüchern herumlagen und halb volle Gläser Wasser oder Wein, Schälchen mit Feigen oder eine Vase mit frisch geschnittenen Blumen standen. Hier hieß Hippolyta neue Amazonen auf Themyscira willkommen, nachdem sie der Reinigung unterzogen worden waren, und erklärte ihnen mit ruhiger, lebenswürdiger Stimme die Regeln der Insel.

Aber wenn sie mit Tek zusammen war, hörte Hippolyta auf, die würdevolle, gütige Königin zu sein. Sie war auch nicht mehr die Mutter, die Diana kannte; sie war eine andere, eine, die wild und unbekümmert war, eine junge Frau, die in ihrem Sessel lümmelte und prustende Geräusche machte, wenn sie lachte.

In jener Nacht lachte Hippolyta nicht. Sie ging auf der Terrasse auf und ab und ihre safranfarbene Seidenrobe wehte wie eine Kriegsfahne hinter ihr her.

»Sie ist ein *Kind*, Tek. An ihr ist nichts Gefährliches.«

»Sie ist eine Gefahr für unsere Art zu leben«, entgegnete Tek. Sie saß in ihrem Reitzzeug auf einer Bank an der langen Tafel, die Ellbogen auf dem Tisch, die Beine von sich gestreckt.

»Du kennst das Gesetz. Keine Uneingeweihten von draußen.«

»Sie ist keine Uneingeweihte. Sie ist ein kleines Mädchen. Sie wurde aus der Erde dieser Insel erschaffen, von meinen Händen geformt. Sie ist noch nicht einmal je *draußen* gewesen.«

»Es gibt Regeln, Hippolyta. Wir sind unsterblich. Uns ist es nicht bestimmt, schwanger zu werden, und die Insel ist denjenigen von uns vorbehalten, die die Gefahren der Welt der Menschen kennen, die wissen, was es bedeutet, gegen die endlose Flut sterblicher Gewalt zu kämpfen, und die sich entschieden haben, sich davon abzuwenden. Du hattest kein Recht, diese Entscheidung für Diana zu treffen.«

»Sie wird in einer Welt ohne Krieg aufwachsen. Sie wird sich in einem Land bewegen, auf dem nie Blut vergossen wurde.«

»Wie soll sie es da zu schätzen wissen? Die Götter haben so etwas nicht vorgesehen. Sie haben ihre Gesetze nicht ohne Grund erlassen und du hast sie untergraben.«

»Die Götter haben sie gesegnet! Ihr den Lebensodem geschenkt, dafür gesorgt, dass mein Blut durch ihre Adern fließt, ihr ihre Gaben verliehen.« Hippolyta setzte sich neben Tek. »Sei vernünftig. Glaubst du, es wäre meine Macht gewesen, die ihr das Leben geschenkt hat? Du weißt, dass niemand von uns über so eine Magie verfügt.«

Tek nahm Hippolytas Hand in ihre. Wie sie so dasaßen, die Hände ineinander verschränkt, sahen sie aus, als würden sie einen Pakt schließen, als würden sie heimlich einen wunderbaren Plan aushecken.

»Hippolyta«, sagte Tek sanft, »seit wann gewähren die Götter ein solches Geschenk, ohne einen Preis dafür zu verlangen? Es gibt immer ein Risiko, immer einen Preis, auch wenn wir ihn noch nicht kennen.«

»Und was möchtest du, dass ich tue?«

»Ich weiß es nicht.« Tek stand auf, stützte die Hände auf die Balustrade und blickte auf die Stadt und das Meer hinaus. Diana erinnerte sich, wie überrascht sie gewesen war, dass noch so viele Lichter in den Häusern darunter brannten, als wäre dies die festgelegte Stunde, zu der sich Erwachsene stritten. »Du hast uns in eine ungute Situation gebracht. Es wird eine Rechnung dafür geben, Hippolyta, und alles nur, damit du etwas hast, das du dein Eigen

nennen kannst.«

»Sie gehört zu *uns*, Tek. Zu uns allen.« Hippolyta ging zu ihr und legte ihr eine Hand auf den Arm, und für einen Moment glaubte Diana, dass sie das Streitgespräch beenden würden, aber Tek schüttelte sie ab.

»*Du* hast die Entscheidung getroffen. Beantworte dir die Frage, was du tun sollst, selbst, Hoheit – aber den Preis dafür werden wir alle bezahlen.«

Als Diana jetzt beobachtete, wie sich Tek und ihre Mutter unterhielten, war es, als hätten dieser Streit und all die anderen, die gefolgt waren, keine Bedeutung, als wäre Tek's beißender Spott tatsächlich nichts weiter als liebevolle Neckerei. Hippolyta hatte Tek's Verhalten, ihre kühle Distanziertheit gegenüber Diana, immer abgetan und behauptet, dass sie schon zur Einsicht kommen würde, wenn die Jahre vergingen und sich zeigte, dass Themyscira von keiner Katastrophe heimgesucht wurde. Aber stattdessen war es immer nur schlimmer geworden. Diana war fast siebzehn, und das Einzige, was sich verändert zu haben schien, war, dass sie ein noch größeres Ziel für Tek's Angriffe darstellte.

Dianas Blick wanderte zur Sonnenuhr in der Mitte des Gartens. Alia war schon seit fast drei Stunden allein in der Höhle. Diana hatte keine Zeit, sich wegen Tek Sorgen zu machen. Sie musste sich überlegen, wie sie an ein Boot kam.

Als könnte sie Dianas Gedanken lesen, sagte Tek: »Hast du noch eine Verabredung, Prinzessin?« Ihre Augen waren leicht verengt, ihr Blick prüfend. Tek sah zu viel. Das war wahrscheinlich der Grund dafür, warum sie so eine großartige Anführerin war.

»Nicht, dass ich wüsste«, antwortete Diana freundlich. »Man könnte fast den Eindruck gewinnen, du wolltest mich loswerden.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Genug.« Hippolyta hob kurz die Hand, als könnte sie die Zwietracht einfach fortwischen. Und tatsächlich begannen in diesem Moment die Musikerinnen zu spielen und die Festtafel füllte sich mit Liedern und Lachen.

Diana stocherte in ihrem Essen herum und strengte sich an, fröhlich zu wirken, während die Sonne immer weiter westwärts wanderte. Sie konnte es nicht riskieren, die Tafel als Erste zu verlassen und damit den Anschein zu erwecken, sie würde sich über ihre Niederlage grämen. Schließlich stand Rani auf und streckte sich.

»Wer hat Lust, zum Strand runterzulaufen?«, fragte sie. Dann hielt sie die rote Seidenfahne hoch und rief: »Fangt mich doch!«

Eiliges Stühlerücken ertönte, als die Amazonen rufend und lachend von ihren Plätzen aufsprangen, um Rani zum Strand hinunter zu folgen, bevor die nächsten Spiele begannen. Diana nutzte die Gelegenheit, um sich zu einem der Säulengänge zu stellen, wo Maeve wartete. Sie trug eine kurze dunkelgrüne Tunika aus Knautschsamt, die kaum als Kleid durchging, und dazu bloß dünne Ledersandalen und ein Band aus hellgrünen Perlen, das in

ihre roten Haare geflochten war.

»Ich glaube, du wirst deine Hosen vermissen«, sagte Diana, als sich Maeve bei ihr einhakte und sie gemeinsam in Richtung Palast schlenderten.

»Es gibt zwei Dinge, die ich an diesem Ort am meisten liebe – kein Regen und keine Besitztümer. Heilige Mutter aller guten Dinge, ich dachte, dieses Essen würde nie zu Ende gehen.«

»Ich weiß. Ich habe Tek gegenübergessen.«

»War sie schrecklich?«

»Nicht mehr als sonst. Ich glaube, sie hat sich Mutter und Rani zuliebe zurückgehalten.«

»Es *ist* aber auch schwer, im Beisein von Rani spitzzünftig zu sein. Sie gibt einem immer das Gefühl, dass man seine Zeit besser damit verbringen sollte, an sich selbst zu arbeiten.«

»Oder ihr Profil auf einer Münze zu verewigen.« Sie gingen einen mit dichten Weinranken bewachsenen Säulengang entlang. »Maeve«, sagte Diana so beiläufig wie möglich, »weißt du, ob der Rat in nächster Zeit irgendeine Mission am Horizont geplant hat?«

»Fang nicht wieder damit an.«

»Es war nur eine Frage.«

»Selbst wenn es so wäre, weißt du genau, dass deine Mutter dich niemals ziehen lassen würde.«

»Sie kann mich nicht für immer hier festhalten.«

»Doch, genau das kann sie. Sie ist die Königin, schon vergessen?«

Diana machte ein finsternes Gesicht, aber Maeve redete einfach weiter.

»Ihr wird jede Entschuldigung recht sein, um dich hierzubehalten, und du hast ihr heute eine sehr gute geliefert. Was ist passiert? Was ist schiefgelaufen?«

Diana zögerte. Sie wollte Maeve nicht belügen. Sie wollte niemanden belügen. Aber wenn sie dieses Geheimnis mit ihr teilte, wäre Maeve gezwungen, Dianas Vergehen entweder zu melden oder es für sich zu behalten und selbst die Verbannung zu riskieren.

»Da waren Felsbrocken, die die nördliche Küstenstraße blockiert haben«, sagte Diana. »Wahrscheinlich ein Erdbeben.«

Maeve runzelte die Stirn. »Ein Erdbeben? Glaubst du, jemand kannte deine Route?«

»Du willst damit doch nicht etwa andeuten, dass mich jemand sabotiert hat? Tek würde nie ...«

»Nein?«

*Nein*, dachte Diana, sagte aber nichts. *Tek glaubt nicht, dass sie mich sabotieren muss. Sie glaubt, dass ich es auch ganz allein schaffe, zu versagen.* Und sie hatte bewiesen, dass Tek damit recht hatte.

»Komm.« Maeve drückte Dianas Schulter. »Es wird noch andere Wettläufe geben und ...«